
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 207. Bromberg, den 12. September. 1934

Die Irrfahrt des Majors King.

(4. Fortsetzung.) ———

Weltgeschichte in Ost-Afrika 1914.

Klas Steinbrink fragte einen Schwarzen, der die Baracke kehrte: „Wie heißt das Gefängnis eigentlich?" — „Ein Gefängnis ist das nicht, es ist ein Sammellager und heißt Muhunke."

Nach Muhunke also war der kranke Steinbrink mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern von den Engländern verschleppt worden, nachdem Major King sie von ihrer Farm vertrieben.

Im stillen warteten sie alle auf Befreiung durch die Schutztruppe. Wie es mit ihren Pflanzungen stand, erfuhren sie nicht. Klas hatte keine Ahnung, daß sein Gehöft längst verbrannt war.

„Ich habe Heimweh", sagte Seelchen Steinbrink eines Tages. Sie und ihre Schwester trugen die Bubenkleidung noch immer; sie hatten ja gar nichts mitnehmen dürfen, und weil sie auch keine Wäsche erhielten, war ihr Dasein reichlich kriegsmäßig.

Es fanden häufig Grenzgefechte statt. Manchmal hörte man in Muhunke das Geknatter der Gewehre. Einmal in der Nacht rollten Lastautos vor die Zäune von Muhunke.

„Die Deutschen kommen!"

„Die Massai sind da!"

„Alles heraus!"

„Auf die Wagen!"

Sie liefen durcheinander wie in einem Ameisenhaufen. Niemand wußte bei diesem Geschrei recht, was los war. Viele faßten sich an den Händen und stürmten in die Nacht. Es war sehr finster, hier und da rauchte zwar eine Fackel, aber sie warf einen verwirrenden Schein.

„Jetzt!" dachte Seelchen. Es durchzuckte sie wie ein Blitz: „Die Massai! Lombo!" Sie kroch durch einen Zaun und rannte immerzu geradeaus. Die englischen Lastautos mit den Gefangenen von Muhunke rollten indes nach der andern Seite von dannen.

Am nächsten Tage wußte Seelchen nicht, wie alles gekommen war. Ihre Erinnerung an diese Vorgänge setzte erst in dem Augenblick wieder klar ein, in dem sie den Vogt Lombo erkannte. Über diese Begegnung mit ihm wunderte sie sich gar nicht, der Pfadfinder dagegen starrte sie an wie eine Erscheinung. „Seelchen, wo kommst du denn her?" Auf Lombos Befehl nahm ein Massaikrieger das Mädchen auf den Arm und trug es auf einen der Wagen, die sie von der Kompanie Kings im Urwald erbeutet hatten.

„Haben sie dich auf der Flucht verloren, Seelchen?" fragte Lombo, als er sie auf dem Wagen fand.

„Nein," sagte sie und erzählte, wie sie geflohen war und daß sie nach Steinbrinkfarm gewollt.

„Nach Steinbrinkfarm kannst du nicht. Steinbrinkfarm ist ein Schutthaufen," berichtete ihr Vogt Lombo. Seelchen zitterte und Tränen kullerten ihr aus den Augen. „Dann will ich zu Tante Trin nach Mooikoppje."

An der Büffeltränke sagte Gisela Steinbrink zu Lombo: „Wir sind jetzt in einer Gegend, die ich kenne. Wenn ich quer über den Berg laufe, will ich Mooikoppje schon finden."

„Du bist ein Kind," sagte Lombo, „es sind bis Mooikoppje noch an die dreißig Meilen, und es führt über den Meruberg keine ordentliche Pad. Du könntest unterwegs auch von Löwen angefallen werden. Ich kann das nicht verantworten, mein Seelchen. Wenn es Zeit ist, will ich es dir schon sagen."

Der Treck mahlte mit Gelassenheit auch in die nächste Nacht. Dann lüpfte der Tag das Tuch der Finsternis. Da kam Lombo zu dem Wagen, auf dem Gisela Steinbrink fror. „Es sind von hier drei Meilen bis Mooikoppje, ich denke, du kannst es wagen, gehe immer die Straße am Berg lang." Seelchen ging, und die Wagenreihe kroch wie eine Riesenschlange in die Wüste.

Mooikoppje schlief noch, als das Mädchen in das offene Gehöft trat. Eine junge, zahme Antilope trottete ihr entgegen. Dann kam Naoni aus ihrer Hütte, und das Staunen riß ihr den Rest Schlaf aus den Augen. An den Haaren erkannte sie Gisela Steinbrink. Naoni schrie, als sähe sie ein Unglück, aber es war ihre Freude. Erschreckt lief auch Kawab herzu. „Gisela Steinbrink!" staunte er.

„Mit wem redet denn Jonas?" dachte Tante Trin und kam aus dem Hause.

Seelchen war so froh, daß sie heil da war; sie hatte gedacht, sie würde der Burenfrau ans Herz fliegen. Aber das ging bei Trin nicht; deshalb sagte sie nur zu ihr: „Die anderen drei werden ja nun auch bald kommen." Sie meinte ihren Vater, ihre Mutter und ihre Schwester, die von den Engländern nun wer weiß wohin gebracht wurden.

*

Edward King irrte mit seinen beiden Negern um diese Zeit durch die Moore des Westens. Sie waren so tief in das Schutzgebiet geraten, daß sie ein Tagesmarsch oft nicht einen Steinwurf weit vorwärtsbrachte, weil der Grund unter ihnen wich. Sie mußten da hintereinander gehen. Brach der an der Spitze in den Sumpf, so streckten ihm die beiden andern ihre Palmenstangen hin und zogen ihn heraus.

„Seit Wochen steht das blaue Gebirge da gegen Süden," sagte der Major, „wenn wir dies blaue Gebirge nicht erreichen, fressen uns diese Moore und das Fieber mit Stumpf und Stiel."

„Warum gehen wir denn nicht gegen jene Berge?" fragte Otjikaru. — „Weil ich fürchte, es ist deutsches Gebiet," sagte King.

Die Sümpfe waren mit Stelzvögeln aller Art, mit Wildenten und Wildgänsen bevölkert, deshalb war den drei Wanderern der Tisch überreichlich gedeckt. Und dennoch verfielen sie von Tag zu Tag mehr. Was sie bei Beginn ihrer Fahrt als Kleider angesprochen hatten, war ihnen in Fetzen von den Leibern geschlissen. In den Nächten deckten sie sich mit einer Decke aus Laubwerk zu und trugen beim Wandern zum Schutz gegen die Mücken und Tsetsefliegen Kleider

aus Schilf. In den Nächten brannten sie Feuer an, deren Qualm die Insekten vertrieb.

Umbala döste meist gedankenlos vor sich hin, rasteten sie, so zog er Arme und Beine an und lag auf Brust und Bauch wie ein Tier.

„Wenn er tobsüchtig wird, müssen wir ihn im Sumpf ersäufen," sagte Otjikaru. Umbala hörte das und sagte nichts.

„Wir wollen nun doch gegen das Gebirge ziehen", schlug Edward King eines Tages vor. Das Gebirge lag weit, weit gegen Süden, und es war nicht abzusehen, wieviele Marschwochen sie brauchen würden, um es zu erreichen. Sie hatten auch wieder die Erfahrung zu machen, daß die großen Raubtiere, daß Elefant und Nashorn gar nicht die gefährlichsten Feinde waren. Die wichen vor Feuer und Lärm aus. Aber die Büffel! Die sprangen auf, wenn sie in stumpfer Ruhe wiederkäuend hinterm Busch lagen und gingen den Menschen an. Vor einem, der daherstürmte, daß der Grund wogte, konnten King und Umbala unter Buschwerk entweichen. Otjikaru nicht.

Aber er fand vor dem hinter ihm stampfenden Tod noch einmal die Fixigkeit des Pavians, die ihm in der Jugend zueigen gewesen war, und erklomm einen Schuppenbaum. Der Büffel rannte ihm ein Horn in den Schenkel. Aber Otjikaru konnte sich retten; doch schweißte er, daß er dachte, es käme das Sterben.

Der Büffel hielt am Baume Wacht und wuchtete seinen Schädel gegen den Stamm, als müsse er ihn entwurzeln. Davon zitterte der Baum bis in den Wipfel, aber er hielt. Schließlich ging dem Bullen die Geduld aus. Nach Stunden trottete er hinein in die Verlorenheit. So kam jeder Tag mit einer neuen Wildheit.

Ewig mild, aber auch ewig fern stand nur der blaue Streifen des Gebirgs vor dem Himmel.

In Haus und Hof war Trin Janders um diese Zeit nicht mehr so nötig, seit Seelchen den Innendienst hatte.

„Du bist ein tüchtiges und waches Mädchen," lobte sie, „ich habe das auch an Klas und Else Steinbrink in Muhunke geschrieben."

„In Muhunke sind sie aber doch gar nicht mehr."

„Das macht nichts, mein Seelchen," sagte die Alte gütig, „die Post schickt das schon nach. Aber von der verbrannten Farm habe ich ihnen nichts verraten, weißt du; ändern könnten sie es doch nicht, und das Herz ist ihnen ohnedies schwer genug. Ich habe geschrieben: auf dem Meruberg geht alles gut. Gemeint habe ich Mooikoppje."

„Es ist wohl richtig," sagte Seelchen. Das Herz tat ihr weh. Seit ihrer Flucht von Muhunke hatte sie keine Nachricht von ihren Eltern und ihrer Schwester Johanna; sie wußte nicht, wo sie nach ihnen suchen sollte in der Welt.

Der Boy führte das Maultier vor, das er für Trin Janders zum Ritt durch die Pflanzung gesattelt hatte. Er hatte heute die alte Stute gebracht. „Der Hengst ist lahm," sagte er.

„Dann müssen wir ihn gleich in die Kur nehmen," sagte Tante Trin. Mit ihrer Apotheke, die ein geräumiger Kasten war, ging sie zum Viehkral. Das Tier hatte eine Wunde an der Fessel.

„Es sind Maden drin," stellte Trin fest, kratzte die Verschwärung aus und legte Heilsalbe auf.

Da kam Ohm Vanderheid von seiner Farm herüber geritten. Sein Kopf war kürbisrund und sein Gesicht rot wie eine Tomate. Vanderheid verkündete: „Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz! General Smuts im Anzug! Gegen die Deutschen! Erst hat er ihnen Südwestafrika weggenommen, nun bringt er das große Feuer zu uns nach Deutsch-Ost. Weltbrand, mein Seelchen! Wer dem alten Vanderheid nicht glaubt, wird schon sehen, was Qualm ist!"

*

„Ist es ein Jahr, sind es achtzehn Monate, seit wir Kannibalen geworden sind?" fragte Edward King den Neger Umbala eines Tages. Das Mal über seinem linken Brauenbogen war schwarz wie Höllenstein. Es war in dieser Zeit nicht gewachsen, aber es gab seinem Gesicht nun das Aussehen eines Gezeichneten, so, als habe sich das Schicksal diesen Mann vorgemerkt.

Der tapfere und wache Neger Otjikaru war da nicht mehr bei ihnen. In der Dämmerung eines Morgens hatte ihn eine Löwin geschlagen.

Umbala hatte das verschlafen. King dagegen war aufgesprungen, um der Bestie mit dem Palmenschaft zu Leibe zu gehen. Aber der Schreck des Überfalls machte ihn ziemlich hilflos. Sie hatten alle drei das Sumpffieber und waren zu Skeletten gedörrt.

„Wo ist Otjikaru"? fragte Umbala, als er erwachte.

„Die Löwin hat ihn geholt," sagte King stumpf.

„Das hat sie gut gemacht. Die Bienen sind schlimmer, King."

„Was willst du denn damit sagen, Umbala?"

„Es hat sich doch ein Schwarm wilde Bienen in meinem Hirn eingenistet," erklärte er, „wie oft soll ich dir das noch sagen, King?"

„Wie sind die Bienen denn hineingekommen?" fragte King. — „Durch die Nase, es ist doch ganz einfach."

Solcher Art waren die Gespräche, die sie miteinander führten.

Dann wanderten sie wieder ein Stück lehnan.

„Ich gehe keinen Schritt mehr," erklärte Umbala und legte sich nieder, wo er stand. Die Äste eines Fikusbaumes bildeten ein Dach auf Säulen über ihnen und Wände aus Blättern ringsum. Weil der Baum die Äste weit hinaus streckte, und weil sein Laub, wie das des Gummibaums, dick, blank und schwer war, schickte er Luftwurzelbündel von den Ästen herab gegen die Erde. Diese Bündel verflochten sich unterwegs zu einem beindicken Zopf, der sich in die Scholle trieb, sobald er sie erreicht hatte. Dann half er als Stamm den dicken Ast tragen, dem er entsprang, und führte ihm Nahrung zu. Jener Fikusbaum hatte an die hundert solcher Säulen und war eine Art Halle geworden.

Es lag eine Last dürrer Blätter in der Halle, Umbala legte sich darauf und schlief gleich wieder ein; er schlief ja auch halb auf dem Marsche.

Schmetterlinge, schön wie Augen des Tropentages, schwebten hin und wieder durch diese Schattendämmerung, trugen Himmel- und Abendröte auf ihren Schwingen und waren fast so groß wie Turteltauben. Diese surrenden Stimmen der Hitze hörten sich unter dem Baum an wie der Gang eines Spinnrades. Auch King schlief darüber ein.

So stumpf waren sie nun geworden.

Fern unter den Menschen im Kriegsgebiet hatte sich die Lage inzwischen sehr gewandelt. Der Burengeneral Smuts war mit einer starken Kriegsmacht in das Schutzgebiet einmarschiert.

Gisela Steinbrink hörte die Nachrichten, und beunruhigt ritt sie hinüber zu Nachbar Neuenhausens Farm.

„Ich sorge mich um meine Eltern," sagte sie, „und ich sorge mich auch um Piet van Royen, um Piet Neuenhausen und um Lombo und denke oft an den tapferen Massaihäuptling Omaru."

Der Neger, der den Schwengel der Handmühle drehte und Mais schrotete, trat heran. Er hatte dem Gespräch gelauscht, nun zog er sein Gesicht grinsend breit, daß es aussah wie ein eingefallener Maulwurfshaufen.

„Ah," sagte er in seiner Sprachweise, die holprig und gurgelnd war, „die Deutschen sind über den Fluß zurückgegangen, der Rufiyi heißt," er deutet dabei mit der Hand in die afrikanische Ewigkeit, „dort, wo ich geboren bin. Es ist sehr weit, und die Malaria ist dort. Dornbusch wächst über Meilen, hinter jedem Busch kauert der Tod!"

Aus einem Feldlager in dieser Gegend — es war Mosambik — schrieb Piet Neuenhausen einen Brief; denn hinter dem Rufiyi wurde ein Plan von ihm und von Piet van Royen zur Tat: die Engländer wurden in eine Falle gelockt. In dem Briefe stand:

„Die Tsetsefliege ist in Schwärmen unter den Büschen, die wir anbrennen. Jagdbare Tiere hat es bisher immer noch gegeben. Und wenn der Feind im Regen nicht marschieren kann oder wenn ihn die Müdigkeit zur Rast zwingt, verwandeln sich die Lager unserer Truppenabteilungen zu Schlachtplätzen. Erlegte Elefanten oder Flußpferde werden dann ausgeweidet. Aber es fehlt an Gefäßen zur Aufbewahrung; denn alles Glas, vornehmlich die Flaschen, werden zu Isolierstücken an Feldtelephonleitungen gebraucht. Da ist man darauf verfallen, Bambusrohre zu verwenden. Und es fehlt an Salz. Diesem Mangel an Salz half der findige Massai Lombo ab, den Ihr von Steinbrinkfarm kennt. Auf ihrem Marsch zur „King-Falle" haben die Massai ein Gras entdeckt, dessen Asche salzigen Geschmack hat. Es ist Kriegssalz — wir salzen also mit Asche. Was „King-Falle" ist, kann ich Euch nicht beschreiben — für den Fall, daß der Brief nicht

in Eure Hände kommt! Für Zucker sorgt der Honig der Wildbienen. Aber für die Fetzen wegflatternde Joppen und Hosen sorgt nichts. Schuh und Stiefel sind kriegsmüde. Es gibt zwar einen Zwirn, der wächst, und es gibt Bast, der die Sohle an das Oberleder bindet — meist gibt es aber nichts mehr zu binden und zu nähen! Sonst geht es uns gut — wenn man die Verhältnisse bedenkt: sehr gut. Piet von Royen ist gesund. Ich auch. Wenn Ihr für Euch betet, dann vergeßt uns nicht! Euer getreuer Sohn und Bruder Piet."

(Fortsetzung folgt.)

Die Weinfahrt.

Heitere Skizze von August Straub.

Es hat schon mancher Wasser nicht vom Wein unterscheiden können. Besonders, wenn es ein würziger Riesling war und sein Duft den Röhrenheimer Tropfen durchdrang. Daß aber Bremer Ratsherren, Schmeckern mit verwöhntem Gaumen, ein solches Unglück zustieß, dürfte in der hanseatischen Geschichte einzig dastehen.

Es gehörte in alten Zeiten zu dem städtischen Ansehen und war selbstverständlich, daß der Bürger einen deutschen Wein trank. Männliche Kehlen bevorzugten vor den rheinischen bisweilen die Frankenweine, sie bringen die Fröhlichkeit langsam, nehmen aber nachhaltiger alle Müdigkeit der Gedanken.

Der Handel ging nach Norddeutschland. Bloß mußte der Wein auf der Achse durch Thüringen gefahren werden, weil die Werra erst bei Wanfried schiffbar wird. Die Roßknechte fuhren die leeren Fässer wieder frankenhin. Die Schiffer aber verluden manches Stück und warteten nicht lange auf Wind. Griesgrämig stießen sie in der Frühe ab und gedachten mit dem Abend noch in Münden zu sein.

Es waren zwei Kähne. Auf dem ersten fuhr der Schiffsherr mit, den zweiten bemannten der Steuermann und vier Ruderer. Er fuhr in achtbarem Abstande von dem Leitschiff, weil das Wasser tückisch ist und leicht ein Zusammenstoß erfolgen konnte, dann zwar die Schiffer sich durch Schwimmen ans Land zu retten vermochten, die Ladung und das Schiff aber der Laune des Stromes anheimgegeben und womöglich verloren waren.

Die Werra ist ein heiterer Fluß; das belebte die Stimmung. Sie setzten das Segel und glitten mit dem Wind und Strome dahin. Über Schilf und Binsen ragte die Reihe der Pappeln frisch in den Tag. Im Hintergrunde blauten die Waldberge. Die Blicke der Ruderer zogen dem Flug eines Habichts nach.

Mit einem Mal stutzte der Steuermann des zweiten Kahns und befahl das Segel einzuziehen. Im Leitschiff stimmte etwas nicht. Es stand unbeweglich über dem niedrigen Ufer. Einer holte den Lappen herunter. Mit aller Kraft stemmten die Ruderer sich gegen den Strom. Es half nichts. Im Vorüberfahren merkten sie, wie das erste Schiff dicht vor Eschwege, wo der Fluß die leichte Wendung macht, auf seichten Grund geraten war. Die Männer hatten rote Köpfe bei der Arbeit, das Schiff wieder flott zu kriegen. Der Schiffsherr aber stand an Bord und rief durch die hohle Hand: „Weiterfahren! In Witzenhausen vor Anker gehen! Aus Eschwege wird Hilfe kommen."

Der Fluch des einen, der andere Rede erwartet hatte, blieb im Halse stecken. „Gut so", rief er, „die sollen sich plagen, die so dämlich waren." Die anderen Ruderer lachten und stemmten sich kräftig ein. Sogar der Steuermann war lästerlich genug, nicht anders zu denken.

Zwar kreischte auch der Kiel ihres Kahns. Aber sie retteten ihn in die Fahrrinne und glitten zwischen den blumenbestandenen Uferlinien zu Tal. Das Wasser plätscherte am Kiel.

Sie fuhren durch Eschwege. Hohe schmale Speicher, am Ufer Färbereien. Da winkten junge Wäscherinnen. Die Schloßterrasse, das hübsche Turmhäuschen.

Der Steuermann blickte den Fluß hinauf, er mußte an den Strander denken. Wollte langsamer fahren, aber es fiel ihm nichts ein, womit er das begründen sollte. Er war ein Mündener Kind und hatte all sein Lebtag die Werra befahren, war auch stets gut hinabgekommen. Es sei denn, daß zu Allendorf vor Anker gegangen und im Fränkischen Hof die Nacht durchzecht und -geliebt wurde. Eine kesse Hessendirn trat vor ihn. Es mußte in der gleichen Jahreszeit und beim Frankenweine gewesen sein; der Steuermann wehte alles mit der sonnbraunen Hand von der Stirne.

Der Ruderer knurrte: „Dem Alten spinnt's, das bedeutet gut Wetter nach Vesperzeit."

Schon spiegelte sich der schmale Fürstenstein im Wasser. Unmerklich war er herbeigeglitten. Das alte Bergschloß beherrschte Fluß und Landschaft. Das düstere Höllental. Albungen. Jetzt hieß es für die Schiffer wachsam sein.

Sie hatten die Doppelschleife überwunden. In Allendorf wollten sie vor Anker gehen, im Fränkischen Hof warten, bis das Leitschiff käme, überfielen die Ruderer den Steuermann. Er hielt stand. So fuhren sie unter den verwitterten Quadern der grausteinernen Bogenbrücke hindurch.

Nach Allendorfs Mauern aber hatten die Ruderer einen anderen Plan. Die Sonne stand ihnen dunstig und heiß im Nacken. Das gab Durst.

Sie überrumpelten den Steuermann. Und wie der schläfrig aus listigen Äuglein blinzelte, hatten sie dem Würzburger Stein den Spundhahn in den Bauch gestoßen.

Golden schoß der köstliche Wein heraus. Schiffer geben sich nicht mit Pokalen ab, mit denen die Reichen sich die Zeche beschwerlich machen. Der Krug machte die Runde. Die Ruderer waren Werrahessen und tranken den mainischen Edelsaft wie Bier. Jeder leerte den Krug. Dem Steuermann wurde jeweils der erste kredenzt. So spülten sie an dem frommen Wein, dem besten Fasse, das sie auf dem Schiff geladen hatten, mit großen Schlücken sich den Durst hinab. Und während alle Müdigkeit der Gedanken verflog und der Frohsinn kam und Schwänke dem Kruge in der Runde nachgingen, dräuten oben die Landgrafenfeste Ludwigstein und der Raubhorst Hanstein.

Die Schiffer taten es den edeln Herren nach, die auch nicht besser sind, das Blut stand ihnen im Gesicht, sie bleckten die Zungen und johlten wüste Lieder. Der Spötter war toll im Wein.

Träge schlängelte sich die Werra zwischen den Steilbergen und Wiesen. Es ging in den späten Nachmittag. Die Schiffer verspeisten ihr Vesper und tranken weiter.

Kinder standen am Strom vor Witzenhausen. Sie hörten den Lärm und winkten.

Aber die Schiffer winkten nicht wieder, und auch, daß sie vor Anker gehen sollten, hatten sie vergessen.

Sie glitten an der Stadt vorbei. Nur der Zollwächter, der ihnen nicht traute, wollte den Kahn anhalten, ließ ihn aber, als er den Steuermann sah, unbehelligt stromhinab.

Da waren dem alten Bären die Sünden beigefallen. Er zeterte gewaltig über das Schiff, und den Ruderern fuhr der Schreck in die Glieder.

Dann ließ er bei Bischhausen, nicht weit unter der Stadt, Anker werfen. Niedrig war das Ufer, und die Kiesel klirrten, als der Bauch des Kahns sie schrammte. Aber es dunkelte der Abend, und kein Mensch war auf der Wiese.

Da rollten die Fünfe das Faß vom Schiff (es war nicht mehr viel des goldenen Saftes darin, denn im Übermut des Rausches hatten sie genug in die Werra rinnen lassen), rollten es an den Weinborn, dem der Ruf nachgeht, daß sein Wasser den Wein weder verdünne noch trübe, und füllten es: Wein lief in Wasser, so laufe Wasser in den Wein.

Mit Lichtern erreichten sie noch Hannoversch-Münden. Doch mußten sie vor der Stadt und vor dem Hafen vor Anker gehen. Bis am folgenden Tage das Leitschiff kam, hatten sie den Rausch lange verschlafen.

Der Würzburger Stein war sauber verkorkt und neu versiegelt. Er kam nach Bremen in den Ratskeller.

Den Ratsherren, die ihn durch die Kennerkehle sogen und über die Maßen lobten, aber ist es nicht besser ergangen als Männern, die, wenn sie zuweilen über den Durst getrunken haben, der Wirt am Beutel neckt.

Unterhaltung mit Bomben-Lotte.

Die Frau mit den Kanonenschlägen.

Von Oskar H. Reiner.

Wenn der Herbst ins Land gekommen ist, steigen die großen, faszinierenden Feuerwerk-Abende. Dann sprüht und funkelt, kracht und knattert es, daß man sich nach Flandern versetzt glauben könnte. So ein Brillant-Feuerwerk hat schon unsere Großeltern angezogen, und auch unsere Kinder werden immer wieder darüber jubeln. Es gibt allerdings Leute, die regelrechte Angst vor diesem Krachen und Donnern haben, aber sie sind in der Minderheit.

Ihre Frage: Wo stellt man solche Feuerwerksgeschosse her? Nun, das ist ganz verschieden. Es gibt regelrechte Großfabriken auf diesem Sondergebiet. Sie stellen in Deutschland die Feuerwerkskörper nach Anweisung von italienischen Fachleuten her, die eigens zu solchen Großdarbietungen herübergeholt werden. Als „Kanonen" gelten hier die Neapolitaner, die äußerst raffiniert in ständig neuen Tricks und Effekt darbietungen sind.

Doch — verachtet mir die deutschen Meister nicht! Heute wollen wir mal rasch auf's Land, wo Meister Werner und seine blonde Kathrein (so nennt er sie selber, es soll keine Anzapfung sein) eine moderne Werkstatt aufgemacht haben, die sich mit der Herstellung von Feuerwerkseffekten beschäftigt.

„Natürlich hat es Ihnen meine Frau angetan", begrüßt mich gutmütig lächelnd der Meister. „Sie wollen einen weiblichen Feuerwerker kennen lernen, nicht wahr? Na, komm mal her, Kathrein, der Herr ist von der Presse!"

Ich behalte die feine, schmale Hand der entzückenden Blondine etwas länger in meiner Rechten, als eigentlich angebracht wäre. „Gnädige Frau", sage ich, „würden Sie..."

„Lassen Sie das", winkt sie ab, „ich heiße Frau Werner. Meine Freundinnen nennen mich allerdings Bomben-Lotte."

„Bomben- Lotte?"

„Ja — weshalb lächeln Sie da? 1500 Luftbomben habe ich bisher fertiggemacht, dazu dreihundert sogenannte Kanonenschläge! Wissen Sie, woher ich das habe? Das ist Vererbung. Schon mein Vater war Feuerwerker mit Leib und Seele. Wollen Sie mal in unser Familienbuch schauen? Passen Sie auf, was Vater hier schrieb: Schon 1885, als er die Marine verließ, legte er die Grundrezepte in diesem Buch nieder, die wir heute noch — mit Abweichungen und modernen Zusätzen natürlich — benutzen."

„Darf ich fragen, in welchem Alter Sie begannen, sich dem Beruf Ihres Vaters zu widmen?"

„Mit vierzehn Jahren!" ist die Antwort des Mannes, der bisher schweigend daneben stand und schmunzelnd seine blonde Kathrein betrachtete, „und heute macht es meine Frau genau so. Drüben im Schuppen arb eitet nämlich unser Junge. Er ist auch erst Vierzehn und soll gleichfalls Feuerwerker werden. Jedenfalls ist er mit Begeisterung dabei, und Lust und Liebe sind ja die solidesten Vorbedingungen für den richtigen Beruf."

„Finden Sie nicht, daß dieser Beruf gefährlich für Ihre Frau und Ihren Jungen ist?"

„Gefährlich!" ruft Meister Werner aus. „Welcher Beruf ist denn nicht gefährlich? Wenn man über die Straße geht, kann man überfahren werden. Fliegt man im Flugzeug, kann man abstürzen. Wird man Seemann, kann das Schiff untergehen, und man ertrinkt. Buchdrucker kriegen oft Bleivergiftung, Ärzte können sich an ihren Patienten infizieren, Bauarbeiter stürzen vom Gerüst — — ja, du lieber Himmel, Gefahren lauern doch schließlich überall, nicht wahr?"

Stimmt. Dazu ist nichts weiter zu sagen. „Aber es macht doch immerhin nervös, diese ständige Furcht, daß beim Experimentieren etwas Unvorhergesehenes passieren könnte, nicht wahr?"

„Ja, gewiß, die Nerven leiden natürlich, das läßt sich nicht vermeiden", erwidert Meister Werner, „aber meine Kathrein und ich sind ziemlich dickfellig. Wissen Sie, das geht jedem so, der Feuerwerker mit Leib und Seele ist. Seit Jahren will ich meiner Frau zu Weihnachten ein Fläschchen Parfüm schenken, aber immer wieder sagt sie: „Laß das, Pulver riecht besser..." So sind wir Feuerwerker nun einmal."

„Ist so ein Feuerwerk, das Sie abbrennen, nun immer noch ein Fest für Sie? frage ich.

„Jedesmal!" ruft die blonde Frau Werner aus. „Feuerwerkerei ist ein Spiel mit Farben, genau wie die Malerei. Man muß diese Kunst lieben und Augen und Sinne eines Malers haben, wenn Feuerwerkerei eine rechte Freude abgeben soll."

„Wird man beim Anzünden der Sprengkörper denn nicht ängstlich?"

„I bewahre", lacht die kleine Frau, „wenn man, wie mein Mann und ich, Höllenkonzerte von 5000 Explosionen arrangiert hat, ist man nicht mehr bange. Bedenken Sie doch, daß es sich in Wirklichkeit für uns um unzählige kleine Explosionen hintereinander handelt, die nur vom Publikum als eine gewaltige Entladung empfunden werden. Wenn man diesen Empfindungstrick erst raus hat, verschwindet der Schreck von selbst. Mein Mann hat mir erzählt, daß es im Kriege bei den Soldaten so ähnlich ist." Meister Werner nickt stumm dazu.

„Welcher Trick gefällt nun so gut wie allen Zuschauern?"

„Der Niagara — mit 125—150 elektrischen Wasserfallbrennern..."

„Und über wieviel Rezepte verfügen Sie so, alles in allem gerechnet?"

Meister Werners blonde Kathrein lächelt.

„Sehen Sie, das ist unser Geheimnis!" sagt sie und schenkt eine neue Tasse Kaffee ein, „denn was wäre das ganze Leben ohne Geheimnisse...?"

Blauer Page gesucht!

Alle unsere Leser sind höflichst gebeten, sich an der Suche nach demselben zu beteiligen! Beachten Sie die weiteren Verfügungen an dieser Stelle!

Die Schriftleitung.



Bunte Chronik



China köpft die Opiumraucher.

Seit Jahrzehnten wird in der ganzen Welt ein verzweifelter Kampf gegen den Rauschgifthandel und seine verheerenden Folgen geführt. Im Jahre 1912 bereits machte das „Opiumabkommen" diesen Kampf zu einem internationalen Feldzug aller Nationen. Im Jahre 1924 wurde erstmalig im Völkerbund die Gründung eines Sonderdezernats zur Bekämpfung des Rauschgifthandels beschlossen, das in den Jahren danach sich die Kontrolle über die Rauschgiftproduktion der einzelnen Länder vorbehielt. Den verzweifeltsten Kampf gegen die Rauschgifte führt man noch heute im Fernen Osten, wo ja das Opiumrauchen zu einem wahren Volkslaster geworden ist. In China hat man neuerdings zur Bekämpfung des Übels ganz rigorose Maßnahmen ergreifen müssen. Der Opiumhandel wird in Zukunft mit Hinrichtung bestraft, ein gleiches Schicksal soll alle Opiumraucher treffen, die nach einer Entziehungskur dem Laster wieder verfallen. Als abschreckendes Beispiel wurden in diesen Tagen mehrere chinesische Polizeibeamte, die man des Rauschgifthandels überführte, enthauptet.



Lustige Ecke



Entschuldigt.

„Halt, du Lümmel! Erst zertöpperst du mir die Scheibe, und dann läufst du weg."

„Augenblick! Ich renn' ja bloß das Geld holen, Männeken."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg